Barbara Handke

WO IST NORDEN

Roman

edition überland

WO IST NORDEN

Barbara Handke wurde 1976 in Barth an der Ostsee geboren, lernte Buchhändlerin und studierte Anglistik und Soziologie. Längere Aufenthalte in Irland, Paris, Wien und New York. Arbeit als Verlagslektorin in Leipzig und Hamburg, inzwischen freiberufliche Autorin, Lektorin und Dozentin.

Barbara Handke

WO IST NORDEN

Roman

edition überland

1993 bis 2002

Erstes Kapitel

Mit dem Abend kamen die Mücken, surrten, landeten, stachen und ich – unfähig, einem lebenden Wesen etwas zuleide zu tun – schloss mein Fachblatt und ging hinein. Marlene war nicht mehr in der Küche, doch hörte ich sie in der Werkstatt die Leiter rücken und eilte zu ihr, um zu helfen.

»Wohin?«

»Dahin, wo Selma steht.«

Selma allerdings stand nie. Heute vielleicht, aber nicht damals mit zehn, als sie barfüßig Räder schlug und laut mitzählte. Einundsiebzig, zweiundsiebzig. Sie turnte zwischen den Böcken und Brettern, fiel weder auf die Nähmaschine noch auf die Teile des Frühbeets, die hier lagerten, und warf sich zuletzt erschöpft auf das Sofa.

»Dorthin.« Marlene zeigte auf die leere Wand.

Ich tat gern etwas für sie. Dabei war ich in den letzten beiden Jahren trotzig gewesen, hatte meine Doktorarbeit

zum Vorwand genommen, fernzubleiben, mich ihrem Leben zu entziehen. Doch als ich an jenem Sommermorgen ein federleichtes, getigertes Kätzchen aus der Mülltonne barg, wo es irgendein Mensch – nie weiß man, wer so etwas macht – zum Sterben in einem Schuhkarton deponiert hatte, wurde mir auf einmal klar, wie sehr sie mir fehlten und dass es wie beim Segeln war, wenn man gegen den Wind nicht geradeaus ankommt. Meine Wohnung war nur ein Depot, eine Wartungsstätte des Alltags, da ließe sich kein Tier halten; hier in Plenskow aber gab es Platz und drei Kinder, die Ferien hatten. Konrad und Marlene nahmen es hin, in der Haustierfrage übergangen zu werden, die Kinder waren begeistert und ich erleichtert über diesen Schritt auf sie zu.

Marlene stieg auf die Leiter und kratzte mit dem Taschenmesser an dem alten Anstrich, der in Stücken zu Boden fiel. Darunter zeigte sich ein Hellblau. Marlene stieg herab, schob die Leiter nach links, stieg wieder hinauf und kratzte abermals. Nun war etwas Tannengrünes zu sehen. So ging es noch mehrmals, und dort, wo die Farbe besonders locker saß, kam eine rote, runde Form zum Vorschein.

»Das ist ein Granatapfel«, sagte Marlene und klappte ihr Messer zusammen.

»Wusste ich doch, dass da ein Bild ist«, rief Selma und stieg selbst auf die Leiter, um es sich anzusehen, »aber es ist eine Sonne. – Konrad! Laure! Jakob!« Und als die nicht kamen, lief sie los, sie zu finden.

»Schön, dass du wieder da bist«, sagte Marlene und sah mich an, als wäre auch ich ein überraschender Fund.

»Die Doktorarbeit«, winkte ich ab, hoffend, sie würde nicht nachfragen. Ich wollte nicht zugeben, wie schlecht es darum stand, nicht ihr gegenüber. »Aber ihr habt ja auch einiges geschafft. Die Fenster sind neu«, und ich schaute probehalber durch die neuen Scheiben zum Vorplatz.

»Ja«, sie schüttelte den Kopf, »es dauert länger. Wir warten seit Monaten auf die Bewilligung vom Denkmalschutz, um endlich mit dem Vestibül anfangen zu können. Immer fehlt ihnen etwas, Gutachten, Kalkulationen. Dabei muss erst der Eingang fertig sein, bevor das Café entstehen kann. Die Gäste müssen schließlich irgendwie hereinkommen.«

Mir stellte sich eher die Frage, *woher* die Gäste kommen sollten, denn Plenskow hatte zu dieser Zeit etwa vierzig Einwohner, die wohl kaum ein Café brauchten, zumal es mit dem *Hirschen* bereits eine Dorfkneipe gab, eine schlecht laufende wohlgemerkt. Doch ich fragte: »Ein Café?«

»Uns ist wichtig, dass so ein Haus zugänglich ist, es ist ja eine kulturelle Landmarke. Im Sommer können Tische im Ehrenhof stehen.«

Sie schaute nun auch hinaus auf das, was sie den Ehrenhof nannte: auf den von Baumaterial und einem Container verstellten Vorplatz, durch dessen Kies das Gras wuchs, dazu dorniges Gestrüpp und eine Tanne, die die Tür zu einem Eingang der ehemaligen Stallungen blockierte. Die

Wirtschaftsgebäude zum anderen Flügel hin waren vorzeiten abgerissen worden, sodass der Hof in eine Wildnis auslief, die sich auf dem verlassenen Nachbargrundstück fortsetzte. Der Wind spielte mit dem Vorderrad eines hingeworfenen Kinderfahrrads. Am Weg parkten Autos: neben meinem das von Konrad und ein Passat ohne Kennzeichen.

»Das stelle ich mir schön vor«, sagte ich und meinte es ehrlich, denn trotz des unermesslichen Verfalls, trotz der überwältigenden Aufgabe hatte dieser Ort einen Zauber, der zuversichtlich machte. Irgendwie würde es schon werden, und indem sich die Wunden dieses Anwesens schlossen, würden auch wir heil werden und alles, was unstimmig war an unseren Leben, wäre wie weggeweht. Hinter dem maroden Zustand war zu ahnen, dass dies eigentlich das Paradies war.

Konrad und Selma kamen herein; Laure folgte ihnen mit dem Kätzchen. Sie hatte sich in den beiden Jahren meiner Abwesenheit verändert, erinnerte nun nicht mehr an einen Barockengel, sondern an die gute Fee im Märchen, als hätte man tatsächlich drei Wünsche bei ihr frei, wenn man nur ein guter Mensch war. Jakob, der Jüngste, versuchte es gerade: »Kann ich die Katze mal nehmen?«

Laure schüttelte den Kopf: »Das mag sie nicht.«

Selma gab die Neuigkeit bekannt: »Schaut mal her, – Konrad du auch! –, dahinter ist ein Bild!«

»Darauf müssen wir anstoßen«, sagte Konrad und verließ die Werkstatt schon wieder. Jakob kletterte auf die

Leiter wie auf einen Mastbaum und rief: »Ich sehe es!« Doch Selma wusste es besser: dass er nämlich nur einen kleinen Ausschnitt sah von einem Bild, das sich über die gesamte Wand erstrecken musste. Laure, wohl unzufrieden, weil sie nicht auch nachsehen konnte, rief, dass sie einen Namen für die Katze wüsste. Konrad kam mit einer Flasche Wein und einem Korkenzieher zurück; das ärgerte Marlene, weil die Limonaden für die Kinder fehlten. Sie schnaufte empört durch die Nase, so wie Selma es auch manchmal machte, und ging selbst in die Küche. In den Moment der Stille hörten wir Laure jammern, dass die Katze Elmar heißen solle.

»Ja, ist doch gut«, sagte Konrad, der mir die Flasche zum Öffnen in die Hand drückte und Laure in den Arm nahm. »Elmar ist ein toller Name, den nehmen wir.«

Er war schon immer gut gewesen in unhaltbaren Zusagen, mein kleiner Bruder, aber das machte ihn ja so liebenswert, er legte nichts auf die Goldwaage. Diesmal hatte er die Rechnung ohne Selma gemacht, die durchaus etwas gegen diesen Namen hatte.

»Wieso Elmar? Wir wissen doch gar nicht, ob es ein Kater ist!«

Aber Laure sagte nur verrätselt: »Elmar – Selma«, und irgendetwas an diesem Gleichklang beschwichtigte ihre Schwester, ließ sie die Schultern zucken – meinetwegen –, und wenn sie zustimmte, war es ein So-sei-es!, dazu musste sie nicht erst herrisch werden. Jakob ging nicht davon aus, in der Namensfrage mitreden zu dürfen, genauso

wenig wie ich, aber in mir musste sich doch eine leise Wut darüber geregt haben, denn irgendwoher wuchs mir die Kraft zu, den widerspenstigen Korken zu ziehen.

Zwei Wochen darauf fuhr ich wieder nach Plenskow. Der Denkmalschutz hatte sein Einverständnis mit den Baumaßnahmen erklärt, und Marlene hatte mich gebeten, bei den Arbeiten im Vestibül zu helfen, die nun endlich beginnen konnten. Ich sagte zu, denn, so mein Kalkül, für meine verfahrene Dissertation wäre es vielleicht förderlich, etwas ganz anderes zu tun, etwas Körperliches. Die Wahrheit war nämlich: Schon seit der Tagung im März wusste ich, dass meine Forschungsfrage von einem britischen Team umfassend beantwortet worden war. Ich musste mein Thema ändern, war aber nach den langen Schichten in der Klinik zu erschöpft für neue Ideen. Mein Doktorvater signalisierte Ungeduld. Vielleicht, dachte ich, würden mich die Bauarbeiten ja geistig beweglicher machen. Manchmal kamen einem die besten Einfälle beim Schuheputzen oder Einräumen der Waschmaschine – warum also nicht beim Entkernen des früher einmal prächtigen Entrees?

Wir hatten uns viel vorgenommen, wollten den Putz von den Wänden schlagen, den vermauerten Eingang zu Marlenes Werkstatt aufstemmen (Jakob hoffte dort auf einen Schatz), die Wände frisch mit Lehm verputzen und bei all dem darauf achtgeben, dass die bereits erneuerten Stromleitungen keinen Schaden nahmen. Dann gab es noch den Boden mit den breiten Dielen, die teils abzu-

schleifen, teils zu ersetzen waren. Zu viel für ein Wochenende, zumal wir am ersten Nachmittag überhaupt nicht vorankamen, weil sich das fahrbare Gerüst nicht aufbauen ließ. Ein Malermeister hatte Marlene offenbar Streben, Riegel und Bretter verschiedener Modelle verkauft. Meine Mutter Rita, die sich in diesen Tagen eigentlich den Kindern widmen sollte, stand neben uns und erteilte Ratschläge. »Da fehlen doch Teile!«, rief sie aufgebracht. Pavel, mein Vater, der aus Altersgründen keine Aufgabe übernahm, ließ sich auch manchmal bei uns blicken und stellte fröhlich fest: »Richtig, da fehlen Teile.« Worauf Rita sagte: »So wird das nichts mit dem Subotnik im Foyer.« »Nicht Foyer – Vestibül!«, sagte Marlene. »Das ist hier ein einwandfreies Foyer!«, wies Rita sie zurecht. Als sie nach einigem Streit darüber endlich auseinandergingen, kehrte Ruhe ein und Konrad sagte: »Die Bretter hierhin, die langen Streben dorthin, die Rollen erst mal zur Seite.« Wie ein chirurgisches Team setzten wir das Puzzle zusammen, bis es die ganze Wand hochgewachsen war. Wie Gerüstbauer – oder so, wie wir sie uns vorstellten – stießen wir auf dem obersten Brett an und feierten den Erfolg.

Wir lagen auf dem Rücken und schauten an die Decke.

»Stell dir vor«, sagte ich, »wir müssten ein Deckenbild malen. Michelangelo soll von seiner Arbeit in der Sixtinischen Kapelle Verspannungen bekommen haben.«

»Bloß nicht«, seufzte Konrad neben mir, »nicht noch ein Bild, sonst sind wir demnächst ruiniert.«

»Wie geht es mit dem Wandbild drüben weiter?«

»Marlene hat einen Restaurator gefunden, der scheint uns aber vergessen zu haben. Mir ist das recht, wir haben genug mit den wichtigen Sachen zu tun.«

»Das Fresko ist auch wichtig!«, hörten wir Marlenes Stimme von unten. Dann sagte sie leise: »Ach hier bist du«, und ich setzte mich auf, um zu sehen, wer uns noch belauscht hatte. Es war aber nur das Kätzchen, das auf dünnen Beinen über die Dielen taumelte. »Ein Fresko«, rief Marlene nun wieder zu uns nach oben, »ist ein Glücksfall für das Café. Außerdem kommen sie gerade.« Munter öffnete sie die Tür, vor der tatsächlich eine kleine Gruppe Unbekannter stand. Marlene, ganz Hausherrin, bat sie herein, als wäre dies bereits der prächtige Empfangsraum, den sie vor ihrem inneren Auge sah. Kein Wort der Entschuldigung, kein Wir-renovieren-hier-gerade. Marlene wurde auch gleich als die ausgemacht, die hier das Sagen hatte, und wir – man streifte uns kurz mit dem Blick – wohl als die illegal beschäftigten Bauhelfer aus dem Osten. Wir hatten unsere Shirts über die unteren Streben des Gerüsts geworfen, leider, so waren sie unerreichbar; und während ich mich dort oben ausharren sah, bis die Gesellschaft weitergezogen wäre, stieg Konrad wie selbstverständlich hinab und schüttelte den Gästen die Hand. Die Besucher, zwei Paare, nahmen seine Aufmachung nach kurzer Verwunderung hin, obwohl sie selbst sehr teuer gekleidet waren, besonders die beiden Älteren in den Beigetönen. Ich fand, sie sahen aus, als würden sie nach Pflegemitteln riechen; als wären sie in einem bronzefar-

benen Mercedes angereist. Sie sahen nach Geld aus. Die beiden anderen waren der Restaurator Herr Tile und seine Frau, der Konrad nicht die Hand geben konnte, weil sie sich auf Elmar gestürzt hatte, der nicht wusste, wie ihm geschah, als er von der Dame abgeküsst wurde. »Wie herzig!«, rief sie dabei voller Leidenschaft.

»Ich habe meine Frau mitgebracht, wenn Sie entschuldigen«, sagte Herr Tile, »wir möchten eine zweite Meinung für ihr Nervenleiden einholen.« Er schaute Konrad an, der als Allgemeinarzt wohl kaum der Richtige dafür war und nichts erwiderte. »Wir haben schon viele Leute vom Fach konsultiert, etliche Koryphäen darunter, aber keiner wusste Rat«, drang Herr Tile weiter in ihn. »Da dachte ich: Sie nehmen meine Frau in Augenschein und ich ihr ominöses Fresko, nicht wahr?«

Damit war die Sache für Herrn Tile wohl abgemacht, denn er fuhr fort: »Diese beiden«, er deutete auf das Pflegemittelpaar, »interessieren sich für mecklenburgische Gutshäuser und würden gern einen Blick in dieses Kleinod werfen, an das sie Erinnerungen knüpfen, nicht wahr?«

Endlich zogen sie weiter, Frau Tile zuletzt, die nur schwer von dem herzigen Kätzchen lassen konnte. Als ich ihre Stimmen in der Werkstatt hörte, trat auch ich den Weg nach unten an, warf mein staubiges Shirt über und folgte ihnen. Inzwischen hatten sich auch meine Eltern der Gruppe angeschlossen; man betrachtete ehrfürchtig die schmucklose Wand. Im Dämmerlicht war aber nur die alte Tünche zu sehen, was Rita dazu veranlasste, das

Vorhandensein des Bildes infrage zu stellen: Marlene habe sich da verrannt; nach ihrer Ansicht sei nur eine alte Farbschicht unter der neueren, was Pavel mit fünffachem Nicken bestätigte. Herr Tile allerdings, der bereits Witterung aufgenommen hatte, bat um Beleuchtung, kletterte mit seinem Koffer die Leiter hinauf und verschwand aus unserer Welt. Seltsam, auch später, als er das Bild freilegte, vergaßen wir ihn da oben, und nur der Geruch seiner Farben und Tinkturen erinnerte daran, dass seine Frau uns nicht allein besuchte, die sich am Boden wie ein schwerfälliger Vogel plusterte und von ihrem neuen Doktor schwärmte.

Konrad muss ihr Auskünfte gegeben haben, die sie sehr für ihn einnahmen. Aber vielleicht beruhigte sie auch einfach der Umgang mit ihm, mit diesem Liebling der Götter, für den das Leben schön und zum Genießen gemacht war. Bot er Frau Tile einen Kaffee an, was er gleich an diesem ersten Abend tat, hielt sie inne, als müsse sie erst die Weltseele befragen, und sprach: »Einen schwarzen Kaffee bitte sehr, ganz schwarz, ohne Zucker, ohne Koffein«, jede Silbe betonend, als ginge sie davon aus, Konrad habe einen derart originellen Wunsch nie zuvor vernommen. »Wow! Ganz schwarz!«, kam Selmas lakonisches Echo, wofür sie von Marlene einen Rüffel bekam.

Das Pflegemittelpaar wollte nichts trinken. Ich hatte das Gefühl, sie wollten *hier* nichts trinken, aber Konrad drückte dem Herrn geistesabwesend ein Glas Kognak in die Hand, das er sich vorsichtig nippend mit seiner Frau teilte.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über
http://dnb.dnb.de abrufbar.

ISBN 978-3-948049-08-9

© 2020 edition überland Verlagsgesellschaft mbH
Gerichtsweg 28 · 04103 Leipzig
www.editionüberland.de

Die Originalausgabe erschien 2018 bei
BoD – Books on Demand, Norderstedt.

Alle Rechte vorbehalten.

Umschlaggestaltung: atelier anita wertiprach
Abbildung auf dem Umschlag: ti.Na / photocase.de
Lektorat: Kirsten Gleinig
Layout und Satz: Barbara Brendel
Herstellung: Phillip Hailperin

Druck und Bindung:
Beltz Grafische Betriebe GmbH, Bad Langensalza

Printed in Germany

Für Marlene heißt Mauerfall zunächst nur Glücksfall. Endlich kann sie tun, was ihr liegt: ein Gutshaus zu einer Mark auftreiben und dort ein Café eröffnen. Allerdings hat sie weder mit der Feindseligkeit der Dorfbewohner gerechnet, noch mit der Hartnäckigkeit des alten Gemäuers, immer irgendwo baufällig zu sein. Auch die Familie zieht nicht an einem Strang – ihre Schwiegermutter ist zu dominant, ihr Schwager zu abhängig und Konrad, ihr Mann, womöglich nicht ganz treu. In diesem Dorfkosmos verdichten sich die 1990er-Jahre im Osten, die ganze Widersprüchlichkeit aus Euphorie und Verlust, Orientierungslosigkeit und Aufbruch.

ISBN 978-3-948049-08-9
9 783948 049089